

„Im Kreuz ist Heil – Leben – Hoffnung.“ Exerzitien in der Heiligen Woche 2020

8. Vortrag

Maria Magdalena begegnet dem Auferstandenen

Joh 20,1-18

Das Osterfest ist etwas so Gewaltiges, dass die Kirche eine ganze Woche lang Ostern feiern muss, um dem Mysterium dieses Festes einigermaßen auf die Spur zu kommen. Was ist Ostern? Da gibt es eine Handvoll verängstigter und verzweifelter Menschen, deren ganze Hoffnung mit einem am Kreuz Hingerichteten ins Grab gesunken ist. Doch plötzlich treten diese Verzweifelten aus der Resignation heraus und bekennen: *„Der Herr ist auferstanden, er ist wirklich auferstanden“* (Lk 24,34). Dabei waren sie alles andere als leichtgläubig. Das Zeugnis der Frauen, denen Jesus zuerst begegnet war, hielten sie für Weibergeschwätz, so Lk 24,34. Erst nachdem der Auferstandene ihnen selbst begegnet war, konnten sie es glauben.

Die Begegnung mit dem Auferstandenen, die Erfahrung, dass er lebt, das ist offensichtlich der Kern des Osterfestes.

Nun gibt es kaum ein Osterevangelium im Neuen Testament, dessen Berichte über die Begegnung verschiedener Menschen mit dem Auferstandenen so persönliche Züge tragen, wie die des Johannesevangeliums. Im Mittelpunkt der johanneischen Berichte steht Maria Magdalena, die große Sünderin, aber auch die große Liebende. Betrachten wir heute die Begegnung dieser Frau mit dem auferstandenen Herrn in Joh 20,1-18.

In Joh 20,1-2 heißt es: *„Am ersten Tag der Woche kam Maria von Magdala frühmorgens, als es noch dunkel war, zum Grab und sah, dass der Stein vom Grab weggenommen war. Da lief sie schnell zu Simon Petrus und dem Jünger, den Jesus liebte, und sagte zu ihnen: Man hat den Herrn aus dem Grab weggenommen, und wir wissen nicht, wohin man ihn gelegt hat.“*

Im Unterschied zu den anderen Evangelien kommt im Johannesevangelium Maria Magdalena allein zum Grab, und sie kommt nicht, um den Leichnam zu salben, das geschah schon bei der Grablegung durch Josef von Arimathäa, den Ratsherrn, und Nikodemus, den Pharisäer. Sie kommt ganz absichtslos, da der letzte Dienst, den man einem geliebten Toten erweisen kann, schon getan ist. Sie kommt aus reiner Liebe und Treue, völlig zweckfrei. Jesus hatte sie einmal aus dem Abgrund von Sünde und Besessenheit herausgeholt und ihr seine ganze Achtung, Vertrauen und Liebe geschenkt. Das hatte nie ein Mensch zuvor getan, und so konnte sie ihm diese Tat nicht vergessen. Die Reue über ihr Leben, welche damals in ihr aufstieg, hatte nichts vom oberflächlichen oder gar wehleidigen Bedauern einer schlechten

Tat an sich, sondern hatte in ihr eine Quelle der Liebe und Dankbarkeit aufgerissen, die sie grundlegend verwandelt und zur glühend liebenden Jüngerin Jesu gemacht hat. Das ist übrigens der Charakter einer jeden echten christlichen Reue: Sie hat nichts mit einem falschen Sich-verbiegen zu tun und auch nichts mit einem sentimentalenen Jammer über sich selbst, sondern befreit zu größerer Liebe und Dankbarkeit.

Adrienne von Speyr, eine Ärztin und Mystikerin, schreibt über diese Art von Reue: *„Der Sinn der christlichen Reue liegt ganz und ausschließlich in der erlösten Liebe. Eine Reue, die beständig um die begangene Sünde kreist, die an der Trauer über die Sünde sich weidet, ist völlig unchristlich. Reue in der Liebe zum Herrn ist nur dazu da, um die Abkehr von der Sünde zu vollenden und der Liebe und dem Dienst am Herrn Raum zu schaffen. Jede schwere Sünde, die der Herr verzeiht, muss die Geburt der Liebe in der Seele bewirken: den Anfang der Bereitschaft, die Sendung des Herrn zu übernehmen“*¹.

Weil Maria Magdalena eine derart selbstlos und absichtslos Liebende ist, kommt sie als erste dem menschlich so unfassbaren Mysterium der Auferstehung nahe: Sie entdeckt das offene Grab. Noch hat sie nicht hineingeschaut, noch weiß sie nicht, dass das Grab leer ist, noch begreift sie nicht das Zeichen des offenen Grabes, das die Auferstehung ja schon andeutet. Vielmehr erschrickt sie und zieht daraus den nächstliegenden Schluss, dass man den Leichnam gestohlen habe. So läuft sie schnellstens zu den Aposteln Petrus und Johannes und schildert ihnen die Situation samt ihrer persönlichen Deutung: *„Man hat den Herrn aus dem Grab gestohlen“*. Erst später, wenn sie das Mysterium der Auferstehung in seiner personalen Gestalt, in der Gestalt des auferstandenen Christus, geschaut haben wird, wird sie das Zeichen des offenen Grabes verstehen.

Solange dies jedoch nicht geschehen ist, wendet sich Maria Magdalena an Petrus und Johannes, d.h. an die Autorität der Kirche, und zwar in ihrer doppelten Gestalt, in der Gestalt des Amtes - von Petrus verkörpert - und in der Gestalt der Liebe - von Johannes dargestellt. Natürlich verbinden sich beide Momente, Amt und Liebe, in jeder Einzelperson der Kirche: Petrus war nicht nur Amtsträger, sondern auch Liebender; er besaß sogar eine sehr innige Anhänglichkeit an seinen Meister trotz all seiner Schwächen, die wir kennen. Gerade das Johannesevangelium weist darauf ausdrücklich hin, wenn es Petrus am Ende dreimal zum Auferstandenen sagen lässt: *„Ja Herr, du weißt, dass ich dich liebe“* (Joh 21,15ff.). Und Johannes besaß trotz des Charismas einer ganz intimen Freundschaft mit Jesus nichtsdestoweniger die Autorität des apostolischen Amtes.

Maria Magdalena wendet sich also an die Kirche mit ihrer ganzen geistlichen und amtlichen Fülle und Autorität. Darin kann sie den Gläubigen in der Kirche zu allen Zeiten Vorbild sein:

¹ Adrienne von Speyr, Die Geburt der Kirche, Betrachtungen über Kapitel 18-21 des Johannesevangeliums, Einsiedeln 1949, S.193.

Sie trumpft nicht auf gegen die Kirche mit dem Vorrang einer Erfahrung, die ihr von Gott zuerst und unmittelbar geschenkt wurde. Sie tadelt und verurteilt nicht, weil andere diese Erfahrung nicht besitzen. Sie kommt nicht stolz und selbstbewusst daher, sondern ordnet sich ein, ist bereit, ihre Glaubenserfahrung der Autorität der Kirche zur Prüfung und Klärung anzuvertrauen. Das ist etwas, was uns Christen heute schwerfällt. Aber schon hier in den ersten Anfängen des Christentums wird deutlich, dass nur das Zusammenspiel von Amt und Charisma, von Autorität und Demut, von Aufeinander-hören und Achtung vor der Glaubenserfahrung anderer zu einem fruchtbaren Miteinander in der Kirche führt.

So wird Maria Magdalena gerade aufgrund ihrer Demut und ihres aufrichtigen Vertrauens in die geistliche Autorität der Kirche zum Anstoß für die Kirche, sich auf den Weg zu machen zu einer entscheidenden Gottesbegegnung. Maria Magdalena *kann* also führen, geistlich führen. Aber sie kann das nur deshalb, weil sie die Führungsrolle nicht beansprucht. Sie führt durch eine natürliche geistliche Autorität, die ihr durch die unmittelbare Begegnung mit dem Auferstandenen geschenkt wurde. Und die wurde ihr deshalb geschenkt, weil sie eine liebende, hingeebene, suchende und auch mutige Frau war, die ihrem Herrn selbst dann noch die Treue hielt, wo sie nichts mehr für sich erhoffen konnte.

In diesem Sinne heißt es weiter in V.3ff., dass Petrus und Johannes auf die Mitteilung Maria Magdalenas hin zum Grab gehen. Sie überprüfen die Erfahrung Maria Magdalenas und kommen dabei selbst der Begegnung mit dem Geheimnis der Auferstehung ein wesentliches Stück näher. Beide Personengruppen sind aufeinander angewiesen: die Vertreter des Amtes in der Kirche, Petrus und Johannes, brauchen die intuitive Erfahrung der liebenden und tief empfindenden Frau, die ansonsten keine amtliche Autorität in der Kirche besitzt, um überhaupt erst einmal in Bewegung zu kommen. Und der einfache „Laie“ in der Kirche, würden wir heute sagen, braucht die amtliche Autorität, um seine Erfahrungen einordnen zu können.

Aber auch Petrus und Johannes, die amtlichen Vertreter der Kirche, stehen, wie uns die Verse 8-9 zeigen, zunächst einmal ratlos vor den Fakten: Sie sehen das leere Grab, aber sie begreifen noch nicht, was geschehen ist. Allerdings geraten sie, anders als Maria Magdalena, nicht in Panik und denken, das Grab sei geschändet und der Leichnam gestohlen worden. Vielmehr öffnet sich etwas vor ihren Augen, was Maria Magdalena noch nicht erkannt hatte: eine geheimnisvolle Ordnung, wie sie kein Grabräuber zurücklässt. Die Leinenbinden liegen ordentlich beisammen und das Schweiß Tuch befindet sich zusammengefaltet an einem besonderen Ort. Das gibt ihnen zu denken: Nicht Betrug, sondern Gott selbst scheint hier am Werk zu sein.

So ahnt Johannes mit seinem liebenden Herzen, dass etwas Großes auf sie zukommt, dass das leere Grab nicht das Ende, sondern der Anfang einer göttlichen Offenbarung ist. Deshalb heißt es in V.8: „*Er sah und glaubte*“. Aber sein Glaube war noch dunkel und gehalten. Er -

und erst recht Petrus - konnten sich nicht die geringste Vorstellung davon machen, wie sich Gott offenbaren wird. „Denn“, so berichtet V. 9 weiter, *„sie wussten noch nicht aus der Schrift, dass Jesus von den Toten auferstehen musste.“*

An dieser Dunkelheit des Glaubens nimmt auch Maria Magdalena teil. Aber während die Jünger ratlos nach Hause gehen und das Unbegreifliche auf sich beruhen lassen - so in V.10 - , während sie also kurz vor der entscheidenden Gotteserfahrung ihren Aufbruch zu Gott hin aufgeben und wieder zurückkehren in ihren kümmerlichen Alltag, ihre kleine, verzweifelte Welt hinter verschlossenen Türen, hält Maria Magdalena vor dem Mysterium aus. So heißt es in V.10-11: *„Dann kehrten die Jünger wieder nach Hause zurück. Maria aber stand draußen vor dem Grab und weinte. Während sie weinte, beugte sie sich in die Grabkammer hinein.“* Maria Magdalena gibt sich dem Dunkel, in das ihr Herr ihr entschwunden ist, vollständig preis, auch wenn dies schmerzt und verwundet und ihr suchender Glaube sie unruhig und verletzlich macht. Es ist die unerschütterliche Liebe zu ihrem Meister, die sie drängt, nicht nur am Grab auszuhalten, sondern auch noch – wider jede Vernunft – den Blick ins Innere des Grabes zu lenken, in das leere Grab hinein, obwohl sie von der Unmöglichkeit überzeugt ist, dort ihren toten Herrn, geschweige denn den Lebenden, zu finden - und sie findet die Engel. Vom Blick ins leere Grab, d.h. von der Treue des Liebenden bis zum Äußersten, auch wenn diese Treue widersinnig erscheint, hängt alles ab: das Finden der Engel, die Begegnung mit dem Auferstandenen und die Sendung zu den Jüngern.

In dieser liebenden Treue soll und kann uns Maria Magdalena gerade heute zum Vorbild werden. Gott braucht Menschen wie sie, die den Blick ins leere Grab aushalten. Denn immer wieder wird die Kirche, solange sie in dieser Welt existiert, in die gleichen Prüfungen geraten, dass ihr der Herr scheinbar, fühlbar genommen wird und sie im Dunkel zurückbleibt, nicht wissend, ob der Herr noch da ist, wenn Verblendung und Sünde ihn aus der Mitte der Kirche ausgestoßen haben. So ist die liebende Treue Maria Magdalenas gerade heute wieder aktuell, wo die Kirche unter so vielen berechtigten oder unberechtigten Angriffen leidet. Gott erwartet diese Treue von einem jeden Glied der Kirche, gleich zu welchem Stand es gehört. Er erwartet sie auch von uns einfachen „Laien“ heute, denn Maria Magdalena verkörpert genau diese Gruppe der einfachen Menschen in der Kirche, die kein Amt und keine besondere Stellung haben.

Doch solche Situationen in der Kirche wie die unsrige heute sind nie aussichtslos. Denn es wird zu allen Zeiten Menschen geben, in denen Gott eine so große Liebe wie in Maria Magdalena weckt und die deshalb auch jetzt nicht von ihrer Liebe zu Jesus lassen, die auch jetzt noch unruhig und unter Tränen auf der Suche sind, die auch jetzt noch den Blick in das leere Grab aushalten, obwohl viele in der Kirche, von Ratlosigkeit und Resignation gepackt, sich zurückziehen und zum Alltag übergehen, die auch jetzt noch erwarten, dass Gott - wie damals - das Dunkel wieder durchbricht und lebendig auf uns zukommt.

Solche Menschen werden dann, wenn sie sich zu dieser Liebestreue aufraffen, wie Maria Magdalena zu Führern der Kirche, aber zu Führern im Glauben, zu geistlichen Führern. Die Kirchengeschichte kennt tausende solcher Menschen, denken wir an Heilige wie Franz von Assisi, Dominikus, Ignatius von Loyola, Teresa von Avila u.a. Denn diesen Menschen, die am Grab aushalten und den Blick hinein in die Leere und Stille wagen, kann der Auferstandene begegnen und sie senden zu denen, die resigniert sind und sich mutlos oder trotzig oder auch leichtfertig - aus dem Glauben zurückgezogen haben. Zu diesen Gesandten können auch wir gehören.

Schauen wir zurück auf Maria Magdalena. Ihr treues und mutiges Aushalten wurde belohnt: sie schaut in der Leere zwei Engel. Unser Text spricht davon in V. 12f.: *„Da sah sie (Maria Magdalena) zwei Engel in weißen Gewändern sitzen, den einen dort, wo der Kopf, den anderen dort, wo die Füße des Leichnams Jesu gelegen hatten. Die Engel sagten zu ihr: Frau, warum weinst du? Sie antwortete ihnen: Man hat meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wohin man ihn gelegt hat.“*

Maria Magdalena schaut die Engel. Die Jünger, die das leere Grab so schnell wieder verlassen hatten, konnten sie nicht schauen. Die Engel werden vielmehr erst in dem Augenblick sichtbar, wo Maria Magdalena sich selbst ganz in die Leere des Grabes hinein übergibt. Nun wird ihr deutlich: Es gibt ein Entgegenkommen des Himmels schon in diesem Leben. Gott und Mensch sind nicht getrennt durch die Leere und das Gottesschweigen, das Menschen selbst verschuldet haben. Die Leere ist vielmehr auf geheimnisvolle Weise erfüllt von Gott. In Zeiten des Gottesschweigens kommt Gott nur und gerade in dieser Leere auf uns zu. Das ist *seine* Weise mit unserer Schuld umzugehen. Er verwandelt unsere Schuld in eine glückliche Schuld, in Gnade. Aber es gibt deshalb in solchen Zeiten nur eine einzige Weise, diese Gnade zu erfahren und Gott zu begegnen: den treuen Blick in die Leere, bis wir die Engel schauen, die sich dann um unsere Tränen kümmern: *„Warum weinst du?“*

Der treue Blick in die Leere heißt für uns konkret: Wegschauen von uns selbst, nicht mehr fragen, was unserem Glaubensgefühl wohltut. Die geistlichen Lehrer der Kirche sind der Überzeugung, dass der wahre, gereifte Glaube den „Hiatus“, d.h. den „Abgrund“ der Leere brauche, um zur Schau zu gelangen. So schreibt die schon zitierte Ärztin und Mystikerin Adrienne von Speyr: *„Solange ein Mensch glaubt, indem er alles auf sich selber zurückbezieht, kann er nicht schauen. Die Schau beginnt erst, wo die Reflexion auf sich selber aufhört. Maria schaut wohl mit ihren leiblichen Augen, aber mit Augen, die durch die Schau der Leere bereit sind, vom Licht des Jenseits getroffen zu werden“².*

Das Licht des Jenseits vermitteln uns die Engel. Sie weisen aus dem Grab, d.h. aus der Selbsterniedrigung und Selbstvernichtung des Gottessohnes, hinaus in die Fülle des Lebens

² Adrienne von Speyr, Die Geburt der Kirche, S. 222.

beim Vater. Die Engel sind das sichtbare Zeichen dafür, dass es aus der Einsamkeit des Gottesschweigens und der Gottesferne einen Ausweg gibt. Sie sind die deutliche Spur zu Gott hin.

Die Frage, die die Engel Maria Magdalena stellen, bedeutet für sie zunächst Tröstung: *„Frau, warum weinst du?“* Aber sie bedeutet auch Öffnung, Befreiung. Maria Magdalena wird durch diese Frage wie von einem Bann erlöst. Ihre einsame Trauer bricht auf, sie kann sich öffnen und ihren Kummer aussprechen: *„Man hat meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wohin man ihn gelegt hat“* (V.13). Die Fragen, die von Gott her auf den bedrängten Menschen zukommen, wirken meist tröstend und öffnend, bringen Licht in eine von Trauer verschlossene Seele und wenden sie Gott zu.

Das geschah schon im Alten Testament so. Der Engel Gottes fragt z.B. die in die Wüste geflohene, verzweifelte Hagar: *„Hagar, Magd Sarais, woher kommst du und wohin gehst du?“* Das öffnet Hagar das Herz, so dass sie ihren Kummer über die Vertreibung aus dem Haus Abrahams aussprechen kann (Gen 16,8ff.). Oder Gott selbst fragt den vor der Rache der Königin Isebel ebenfalls in die Wüste geflohenen Propheten Elija, der sich am Fuß des Gottesberges Horeb in einer Höhle versteckt hat: *„Was willst du hier, Elija?“*. Und auch für Elija wird diese Frage zum Anlass, seine Verzweiflung über die Rache Isebels vor Gott auszusprechen (1 Kön 19,9ff.).

Auch Maria Magdalena spricht auf die Frage der Engel hin ihren Kummer aus: *„Man hat meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wohin man ihn gelegt hat“* (Joh 20,13).

Und kaum hat Maria Magdalena gesagt, was sie quält, da steht sie auch schon vor dem Herrn, ohne es zu ahnen: *„Als sie das (zu den Engeln) gesagt hatte, wandte sie sich um und sah Jesus dastehen, wusste aber nicht, dass es Jesus war“* (V.13). Und nun stellt Jesus ihr die gleiche Frage wie die Engel: *„Frau, warum weinst du?“* (V.15). Aber er, der in ihr Herz schaut, weiß ja schon, weshalb sie weint; deshalb erweitert er die Frage: *„Wen suchst du?“* Aber immer noch erkannte sie ihn nicht. *„Sie meinte, es sei der Gärtner, und sagte zu ihm: Herr, wenn du ihn weggebracht hast, sag mir, wohin du ihn gelegt hast. Dann will ich ihn holen“* (V.15). Diese Szene ist erschütternd. Hat Maria Magdalena nicht genug gelitten? Hat sie nicht genug Treue und Liebe bewiesen? Warum offenbart sich Jesus ihr nun nicht endlich, wo er doch vor ihr steht? Warum bleibt ihr Auge immer noch dunkel und ihr Herz gehalten?

Der Grund liegt nicht in einer Schuld Maria Magdalenas. Ihre Schuld ist verziehen. Vielmehr *muss* Maria Magdalena diese bis zum Äußersten ausgedehnte Trostlosigkeit durchleiden, weil sie durch sie vorbereitet und geläutert werden soll für ihre Sendung in der Kirche. Wir könnten sagen, es ist eine „apostolische“ Trostlosigkeit, die notwendig ihrer Sendung vorausgeht. Maria Magdalena kannte bisher ja nur den leiblichen Jesus. Ihr Glaube war emotional gehalten und befriedigt durch seine irdisch sichtbare Nähe. In Zukunft soll sie

jedoch den Auferstandenen verkünden. Deshalb muss sie lernen, auf die gewohnte, fühlbare Nähe ihres Herrn zu verzichten und ihren Glauben und ihre Liebe auf die jenseitige, geistige Gestalt des Auferstandenen zu richten.

Das ist ein entscheidender Punkt, an dem wir heute von Maria Magdalena lernen können. Wir können an ihr sehen, welche persönlichen Voraussetzungen im Glauben es braucht, damit wir in der Kirche fruchtbar werden können: Wir müssen uns zuerst wandeln lassen von Gott, müssen die Zeiten, in denen der Glaube uns schwerfällt, weil Gott so fern, so schweigsam, wie weggenommen aus unserer Lebenswelt erscheint, als Zeiten der Gnade annehmen. Wir müssen aushalten, wenn uns emotional nichts mehr befriedigt, in dem Wissen, dass dies der Läuterung und Festigung unseres Glaubens auf Jesus hin dient. Wenn wir das tun, dann werden wir reif, dem Auferstandenen zu begegnen und ihn zu verkünden. Die Phasen der Dürre oder gar der Trostlosigkeit in unserem Glaubensleben geraten von hier aus in ein anderes, ein helles Licht. Wir erkennen, dass sie etwas Natürliches sind, von Gott zugelassen, um zur Reifung unseres Glaubens beizutragen und uns für unsere Aufgabe in der Kirche zu rüsten.

Dabei ist es tröstlich zu wissen, dass der Auferstandene sich nicht nur suchen lässt, sondern uns selbst bei der Suche hilft: Er steht hinter Maria Magdalena, und als sie sich umwendet, fragt er sie: *"Warum weinst du? Wen suchst du?"* Wir werden in unserem Leben Jesus Christus nicht nur einmal, sondern immer wieder suchen müssen, weil er der Je-Größere ist, der schon ganz ins Jenseits zum Vater gehört, weil er unsere menschliche Begrenztheit immer übersteigt und damit auch unsere Gefühle, weil wir ihn deshalb nicht immer in Hochgefühlen präsent haben können, ganz abgesehen davon, dass zusätzlich unsere Sünde eine Trennwand zu ihm hin aufrichtet. Aber das Suchen wird nie hoffnungslos sein, weil es sich, wenn es aufrichtig geschieht, immer in seiner Gegenwart vollzieht und er das Finden unfehlbar schenkt.

In V.16 wird dieses finden Jesu in warmen Farben geschildert: *„Jesus sagte zu ihr: Maria! Da wandte sie sich ihm zu und sagte auf Hebräisch zu ihm: Rabbuni!, das heißt: Meister.“* Die Begegnung zwischen Jesus und Maria Magdalena ist etwas ganz Persönliches, Inniges. Es ist unmöglich, in das Geschehen zwischen ihr und dem so lange schmerzlich gesuchten Herrn einzudringen. Aber eines wird deutlich: Maria Magdalena erkennt Jesus in dem Augenblick, als er sie mit Namen anspricht: *„Maria“*.

Der Name spielt offensichtlich in der Begegnung zwischen Personen und in ihrem Sich-öffnen füreinander eine entscheidende Rolle. Im Alten Testament bedeutet das Namen-geben oder beim Namen-rufen eine Art Machtausübung über den Benannten oder die Inbesitznahme desselben, aber auch das Zueinander- und Einander-Gehören in Liebe, Freundschaft und Verwandtschaft. So gibt im Schöpfungsbericht der Mensch den Tieren einen Namen; er ist der Herr der Tiere. Der Herr gab im Orient dem Sklaven einen neuen Namen, um die

Inbesitznahme dieses Menschen anzudeuten. Eltern geben ihren Kindern einen Namen; die Kinder gehören zu den Eltern und bilden mit ihnen eine Familie, aber hier kommt schon das Moment der Liebe und Verwandtschaft hinzu. Und nicht zuletzt gibt Gott dem Menschen einen Namen und ruft ihn beim Namen: „Fürchte dich nicht; denn ich erlöse dich und rufe dich beim Namen, mein bist du“, spricht Jahwe zu Israel in Jes 43,1. Für Gott trifft beides zu: er ergreift Besitz vom Menschen, aber die Inbesitznahme ist zugleich ein Akt der Liebe. Indem Jesus Maria Magdalena mit Namen ruft, zeigt er also nicht nur, dass er sie kennt, sondern dass er schon längst Besitz von ihr ergriffen hat, schon in der Zeit ihres langen Suchens, ja schon von der ersten Begegnung an, als er sieben Dämonen aus ihr ausgetrieben hatte, und dass sie nun ihm gehört in unendlicher, inniger Liebe.

Maria Magdalena antwortet darauf mit der ganzen Hingabe ihrer selbst: „*Rabbuni - mein Meister*“. Auffällig ist, dass sie Jesus nicht mit Namen anspricht. Sie begreift, dass sie von ihm, dem Gottessohn, nicht so Besitz ergreifen kann, wie er von ihr, auch nicht in der Liebe. Ihre Liebe ist ja ganz Antwort auf seine vorausgegangene Liebe, mit der er sich ihr vom ersten Augenblick an hingegeben hatte. Indem sie Jesus aber „*Rabbuni*“ nennt, bringt sie doch ihre ganze zärtliche Zuneigung zu ihm zum Ausdruck und ihre Verehrung zugleich. Denn im Unterschied zu dem hebräischen „*Rabbi*“ – „*Meister*“ ist das aramäische „*Rabbuni*“ – „*mein Meister*“ eine Zärtlichkeitsform, die die beiden Momente Liebe und Verehrung miteinander verbindet.

„*Maria*“ und „*Rabbuni*“ - das sind die einzigen Worte, die im ersten Augenblick des Erkennens zwischen Jesus und Maria Magdalena fallen. Wir haben schon gesehen, sie sagen nichts anderes aus als liebende Hingabe und innige Vereinigung. Andere Worte verblassen jetzt. Maria Magdalena erzählt Jesus nicht, wie sehr sie gelitten hat in der Zeit seiner Passion, wie schmerzlich sie ihn gesucht hat, seit sie das leer Grab entdeckt hatte. Sie sieht nur noch ihn, ausschließlich ihn. Es ist der Augenblick, den die Mystiker der Kirche die „geheimnisvolle Vereinigung von Gott und Mensch“, die „*unio mystica*“ nennen.

In dieser Einigung will Maria Magdalena, was nur allzu verständlich ist, ihren Herrn festhalten. Aber Jesus erwidert ihr: „*Halte mich nicht fest, denn ich bin noch nicht zum Vater hinaufgegangen. Geh aber zu meinen Brüdern und sag ihnen: Ich gehe hinauf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott. (Daraufhin) ging Maria Magdalena zu den Jüngern und verkündete ihnen: Ich habe den Herrn gesehen. Und sie richtete aus, was er ihr gesagt hatte*“ (V.17-18).

Maria Magdalena ist ein Mensch. Nach der langen schmerzlichen Entbehrung der letzten Tage hat sie ihren geliebten Herrn wieder vor Augen. Was liegt da näher, als dass sie einfach in die alte, vertraute Gemeinschaft mit Jesus zurückkehren und das Kreuz wie einen dunklen Traum hinter sich lassen will? Sie will wieder ihren Meister wie in den Tagen zuvor.

Aber das widerspricht dem, was inzwischen geschehen ist. Man kann Jesus nicht mehr als „*seinen Rabbi*“ am Kreuz vorbei haben wollen. Man kann ihn fortan nur noch berühren als den, der zum Vater aufgestiegen ist. D.h. seine Existenzweise unter uns wird künftig eine andere sein als zu der Zeit, als er noch auf Erden lebte und wirkte. Er ist nun der zum Vater „*Erhöhte*“ und damit für alle Menschen Offene. Nur als solchen kann ich ihn noch berühren und d.h. nicht mehr für mich allein besitzen.

Das ist eine klare biblische Absage an all jene, die meinen, sich in eine bloß private Frömmigkeit oder gar Mystik zurückziehen zu sollen, und dabei außer Acht lassen, dass jeder, der von Gott wirklich berührt worden ist, zugleich auch Gesandter und Zeuge dieser Berührung sein muss. Es gibt sicher Zeiten und Orte der ganz persönlichen Einkehr und Zweisamkeit mit Gott, wie z.B. Zeiten des persönlichen Gebets und der Anbetung, Wallfahrten zu Orten der Gottesbegegnung u.ä. Aber wenn diese nicht auch fruchtbar werden für unsere Aufgabe in der Welt, dann ist eine gefährliche Schiefelage eingetreten.

Deshalb entzieht sich Jesus Maria Magdalena. Sie muss erkennen, dass das, was sie im tiefsten Herzen erstrebt, den bleibenden persönlichen Genuss seiner Gegenwart, nicht die vornehmliche Weise der Gemeinschaft mit Gott in dieser Welt ist. Sie muss gehen, um denen, die die Botschaft, dass Jesus lebt, noch nicht kennen, Zeugnis von ihrer Begegnung mit dem Auferstandenen zu geben. Die Mystikerin wird zur Apostolin, zur Gesandten.

Das Letztere, das Weggeschickt-werden, mag uns manchmal bitter ankommen, vor allem dann, wenn Aufgaben vor uns liegen, die uns schwerfallen. Aber gerade dann sind wir wirklich Gesandte und nicht Selbsternannte. Auch Maria Magdalena kam es bitter an, den gerade wiedergefundenen Herrn erneut zu verlassen; deshalb will sie ihn ja festhalten. Doch sie darf nicht; sie *muss* Jesus lassen und gehen. Aber warum ist das so?

Der hl. Caterina von Siena, die ebenfalls hin- und hergerissen war zwischen Jesus, den sie festhalten wollte, und der Sendung zu den Menschen, gibt Jesus einmal die einzigartige Antwort: „*Du sollst nicht nur dir selber nützlich sein, nein, auch den anderen. ... Du weißt, ich habe zwei Gebote der Liebe gegeben, ihr müsst mich und euren Nächsten lieben (Lk 12,29-31) ... Du sollst nicht auf einem Fuß daherhinken, du sollst mit beiden Füßen ausschreiten. Mit beiden Flügeln schwing dich zum Himmel auf!*“³

Das ist es, was der Auferstandene Maria Magdalena – und damit auch uns – sagen will, wenn er sich von ihr – und auch von uns – nicht festhalten lässt:

- Deine Treue zu mir auch in schweren Zeiten ist großartig, ein einzigartiger Ausdruck deiner Liebe. Nur so konntest du erfahren, dass ich lebe. Wer mich nicht sucht, dem kann ich mich nur schwer aufdrängen.

³ Raymund von Capua, Legenda maior, 96ff.

- Aber halte mich nicht fest. Genieße nicht nur die wohligen Gefühle deines Glaubens. Die Erfahrung der Gottesferne, die du gerade gemacht hast, machen so viele Menschen. Aber nicht alle sind so stark im Glauben und so treu in der Suche nach mir. Sie brauchen dich und dein Zeugnis, dass ich lebe, dass es sich lohnt, mich zu suchen.
- Deshalb musst du gehen. Ich sende dich, zu denen, die in Hoffnungslosigkeit dahinleben. Sie brauchen dich, damit auch sie mir begegnen können.

Liebe Teilnehmerinnen und Teilnehmer an den Internetexerzitien des Instituts für Neuevangelisierung im Bistum Augsburg. Mit diesen Worten, die Jesus nicht nur Maria Magdalena, sondern auch uns sagen könnte, möchte ich mich von Ihnen verabschieden. Wir sind acht Tage mit einander einen geistlichen Weg gegangen, zum großen Teil, ohne uns zu kennen. Meine Kolleginnen und Kollegen im Institut für Neuevangelisierung sowie meine Mitschwestern im Kloster Wettenhausen haben Sie in diesen Tagen ganz besonders in ihr Gebet mit hinein genommen. Wir sind eine geistliche Gemeinschaft geworden. Bleiben wir darüber hinaus im Herrn verbunden im Gebet und in der Sendung, die der Auferstandene uns allen gegeben hat: *„Ihr sollt meine Zeugen sein ... bis an die Grenzen der Erde!“* (Apg 1,8). Diese *„Grenzen der Erde“* sind manchmal ganz nahe: in meiner eigenen Familie, in der Nachbarschaft, am Arbeitsplatz, überall dort, wo Menschen weit weg sind von Gott. Dahin sind wir gesandt.

Vortrag:	Sr. Theresia Mende OP, Leiterin des Instituts für Neuevangelisierung, Augsburg
Gesang:	Johannes Beering, Referent im Institut für Neuevangelisierung, Augsburg
Bild:	Fra Angelico, Der Auferstandene begegnet Maria Magdalena, Pixabay
Technik:	Christiane Kurz, Referentin im Institut für Neuevangelisierung, Augsburg

Bild des Tages:

